

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien

Flir, Alois

Innsbruck, 1865

Wien, ? 1829

Schreibe mir auch, wie es etwa mit den Ferien stehen wird; wie viele Zeit Du früher von der Heimath los zu werden gedenkest. Ende Mai bin ich schon in Baden. — M., der nun immer mehr in das Gute eingeht, und der Erlösung wohl etwa doch bald sich nahen wird, stellt seine Erwartung von Dir weit höher; denn er hofft zuversichtlich, daß Du den größten Theil der Ferien bei uns zubringen werdest. Doch thue Du, was Deine Umstände Dir erlauben.

Ich habe übrigens diese Zeit her weit weniger studiert, als Du vielleicht gedenkest. Ein kleiner Dialog, dann der „*Politicus*“ von Plato, und ein (herrlicher!) Aufsatz von Chüeny über den Eölibat, ist so fast das Gesammte, worauf sich mein Studium erstreckte. Doch hätte ich dabei noch bald das Hebräische vergessen, worin ich täglich wenigstens eine starke Stunde lang überseze, und somit doch einigen Fortschritt mache, so daß ich hoffen kann, beim Ende meiner Ferien der Sprache ziemlich kundig zu sein; ich meine — im Uebersetzen. Dann lese ich auch den Brief des hl. Paulus an die Römer und die Evangelien, worin ich aber noch nicht im gehörigen Gange bin, weil ich meistens zu wenig ernst und gemüthlich darangehe. Doch will ich mir nun vornehmen, den Fehler nach Möglichkeit zu bessern und mein gesammtes Studium, seiner Tendenz und Anstrengung nach, vorzüglich auf die Bibel richten. — B. ist immer zum Sterben krank, und Gott gebe, daß er bald sterbe, denn ich kann ihm nichts Besseres wünschen!

Wien, ? 1829.

Innigst geliebter Freund!

Es ist nun 2 Uhr in der Nacht. Ich bin in einem fremden Hause: — L. und P. bei mir. Denn wir sind Wächter, — Wächter bei einer Leiche, und bei dieser Leiche schreibe ich Dir diesen Brief. — Um 9 Uhr Morgens hat er geendet, unser Freund, unser Bruder — B. Vor drei Tagen sagte er in der Phantaste: „Also noch drei Tage!“ Und eben dort ergriff ein qualvoller Schmerz seine Brust. Heute, oder vielmehr gestern, um 7 Uhr, also 2 Stunden vor seinem Hinscheiden, strebte er sich aufzurichten, und sprach leise: „Nein — ich ertrag' es nicht mehr, ich muß aufstehen!“ Da sagte ihm der gute M.: „Bleibe ruhig, und ergib dich in den Willen

Gottes!" Da sah er ihn freundlich an, und seine schwache Stimme hauchte diese Worte — diese letzten Worte: „Ja, du hast Recht!" — Von jetzt stieg das Uebel zusehends: die Todeszeichen erschienen. Chüeny, der wohl sein Priester war, sprach ihm, langsam und andächtig, einige christliche Sprüche vor; uns hieß er in die Messe gehen, um zu bitten, daß der Sterbende der Gnade der Erlösung theilhaft werde. W. und ich gingen allein, die Anderen blieben. Am Ende der Messe kam G. und R., mit der Nachricht, er sei schon hinüber. — Wir fanden also nicht mehr ihn, sondern seinen Schatten — die abgeworfene und zurückgelassene Form seines Wesens. Sie gleicht einer Blume, die zu welken beginnt. — Alle seine Freunde sind in Gottes unergründlichen Willen ergeben. Insbesondere danken wir Gott für den bewundernswürthen Starkmuth, womit er den zarten, lieben G. gerüstet. Um B.'s Leiche erschallet keine Wehklage; es zittern wohl einzelne Thränen an den Augen, aber kein Gesicht ist von Trauer entstellt. Denn die Geistigkeit dieser von Gott geschickten Begebenheit geht, mehr oder minder, auf uns Alle über.

Die Erde liegt seitab, wie ein sinkender Nebel; der Himmel aber ist nahe, und die Seele fühlt seine Nähe, aber sie kann ihn nicht schauen. Doch weit mehr, als wir, muß dieß der Sterbende empfinden. Ich erkenne daher wohl den Zustand des Sterbenden der Wesenheit nach, aber nicht nach dem Grade. — Nun möchte ich aber meinen Freund noch weiter begleiten; denn ich lasse ungerne von ihm ab! — Also: wo — wie — ist er jetzt, in dem Augenblicke, wo sein Körper die Seele verliert? Die Geisterwelt liegt, wie eine heilige Dämmerung, vor mir, — mich schaudert, denn ich lebe so ungeistig, daß ich vor dem Geistigen erschrecke. Ich erschrecke davor, und kann es dennoch nicht schauen. Aber da ich es nicht schauen kann, so will ich es dichten, um wenigstens ein Abbild zu bekommen, um wie in einem Schattenspiele dem Freunde weiter nachsehen zu können. — Ist der Körper der Freund? — Nein. — Also die Seele? Sie, die den Körper verließ? Doch was ist die Seele? und wie soll ich sie mir denken? Wie ein geformtes Licht, welches die Thaten thut, die wir denken und wollen und dergleichen nennen? Die Seele muß also wie ein Thüendes vor mir schweben, denn sonst weiß ich ganz und gar nichts davon.

Ich darf sie daher auch nicht als Substanz vorstellen, weil sie, als solche, schon nicht mehr ein bloßes Thundes, sondern ein Substrat oder Produkt des Thundes wäre. Daher kann ich ihr auch keinen Sitz im Körper anweisen, sondern sie ist darin, wie die Schwere in den Massen, wie das Licht in der Luft. Ich muß sie so nehmen, wie Gott, dessen Ebenbild sie ist; denn auch von Diesem weiß ich nichts, als daß Er das unendliche, heilige Thunde ist! Nicht als wenn Er substanzlos wäre; denn sonst wäre Er — nichts, aber Seine Substanz ist lauterer Thun, und erscheint eben deshalb nicht als Substanz. — War nun die Seele vorher schon, ehe sie mit dem Körper verbunden war? Wir könnten es vermüthen, sowie es von heidnischen Weisen behauptet wurde, wenn wir nicht durch göttliche Offenbarung wüßten, daß unsere Seele unmittelbar aus Gott hervorgehe. Wie kam sie zum Körper? — Dadurch, daß das absolut Thunde die von Ihm schon gebildete Materie thund zum Leibe bildete; dieses den Leib Bildende ist also jetzt aus Gott und in Gott, und gottähnlich, aber — nicht mehr Gott, sondern nur eine Relatio zu Ihm, die als solche, für sich, weder Seyn, noch Grund, noch Bedeutung hätte, an sich nichts wäre, und somit nur durch Gott ist, was sie ist. Und diese gottähnliche Relatio zu Gott nennen wir also Seele. — Der Leib ist daher nur das milde Farbenspiel, das aus dem Hineinscheinen der Seele in die finstere Materie entsteht; daher wird der Leib das, woraus er genommen — Staub, wenn die Seele ihn verläßt. — Aber wie, warum verläßt ihn die Seele? — Weil sie seit der Sünde im Zwiespalte sind. — Wenn aber die Seele den Leib verläßt, taucht sie dann, nun nicht mehr Relatio, in Gott zurük? — Da wäre Gott wohl ein „Fragmentarist“, wie Einer einmal schrieb. Doch ließe sich mit voller Gewißheit hierüber wieder nichts sagen, wenn uns nicht die Offenbarung belehrte; so, wie denn große Philosophen behaupten, die Seele tauche zurük. — Es ist also durch die Vernunft wohl höchst wahrscheinlich, durch die Offenbarung aber gewiß gemacht, daß die Seele nicht aufgehört, Seele zu sein. — Den alten Leib hat aber die Seele nicht mehr, und doch geht aus dem Entstehen der Seele die Nothwendigkeit des Leibes zu ihrem Fortbestande als Seele hervor. — Die Seele muß also in dem Augenblicke der Tren-

nung vom alten Leibe einen neuen annehmen, d. h. es wird ein neues Wesen geboren. — Dieser neue Leib kommt der Seele kraft des göttlichen Willens, der ihre Fortdauer will, zu: Gott ist also auch da wieder der Schöpfer, aber da er jeder Seele den ihr zukünftigen Leib gibt, so ist diese Schöpfung zugleich Gericht, und entweder Belohnung oder Strafe. Ferners ist das neue Wesen durch die Materie seines Leibes schon nothwendig an jenen Ort gesetzt, wo diese Materie waltet, — sowie der Leib von Erde nothwendig an die Erde hält. Ebenso ist das neue Wesen schon durch seine Art in die Gesellschaft seines Gleichen gesetzt. — Nach dieser Ansicht sehe ich also unsern Freund im Augenblicke des Todes im Gerichte, und vom Gerichte verklärt in einer schönen Lichtwelt, in der Gesellschaft der Heiligen. Gott anschauen, wird er wohl nicht können, denn kein Wesen sieht Gott, als Er sich Selber. *) Aber Seine Werke, Seine Wunder werden ihm offenbar, und die seligste Ahnung wird ihn erfüllen. Wohl aber glaube ich, daß er unsern Erlöser anschauen kann, da dieser aus Liebe zu uns einen Leib angenommen und geworden ist, wie unser Einer. — Heil dir, o Freund im Himmel! gedenke unser, die wir noch auf Erden kämpfen!

Verzeihe mir, mein geliebter Freund, der Du mit uns noch auf der Erde bist, dies mein kindisch Gerede. Ich sehe wohl, daß es mehr geträumt, als gedacht ist. Doch auch Träume sind Schatten von der Wirklichkeit, oder wie, könnte ein Traum möglich sein, wenn nicht Wirkliches voranginge. Zudem wird es dem Gemüth nicht schaden, solchen Bildern sich zuzuwenden, denn es wird mit der Geisterwelt dadurch immer vertrauter, und es wird die Ahnung immer mehr gehoben und erleuchtet. Gott, in Dem und durch Den wir sind und leben, denken und empfinden, möge uns und allen Menschen beistehen, daß das Verborgene uns nicht entrückt, das Geistige uns nicht verhüllet werde! Eines — nur Eines ist nothwendig! Und wenn wir so leben, so sterben wir immer mehr diesem Irdischen, das durch die Sünde entheiligt worden, ab, und bereiten uns vor zur neuen Geburt, zu der uns der Tod unseres Heilandes und Königs verholfen! — Alles im Namen Gottes! —

*) Man beachte, daß wir hier nur Denkübungen eines jungen Mannes vor uns haben.